

Zeitschrift:	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber:	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band:	5 (1929-1930)
Heft:	10
Artikel:	Erlebnisse aus einem Militärkurs
Autor:	Leibundgut, A.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-707654

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wird dieses Lied vom deutschen Helden weiterklingen über Jahrhunderte und Jahrtausende. Könige und Kaiser, grosse Männer und edle Frauen wird man allmählich vergessen, niemals aber so lange Deutsche leben, **den deutschen Soldaten und Helden aus der Zeit des Weltkrieges**. Wir sind stolz darauf, in dieser eisernen Zeit, in dieser Spanne der Weltgeschichte zu leben, denn wir machen Weltgeschichte, wir deutschen Soldaten. In unserer Hand liegt es jetzt, den Griffel zu führen, und wir wollen ihn gut führen, damit nach so vielen Siegen auch unser Endsieg sicher ist.

So denken in dieser Zeit der Entscheidungsvorbereitung viele, viele gute Deutsche und Kämpfer. Auch wir in unserem rollenden Zug sind **einig in dem Willen zum Sieg**. Die Heimat, die draussen friedlich unter der Schneedecke ruhend und neue Kraft schöpfend vorbeizieht, hat uns bei aller heissen Liebe zu ihr hart gemacht in diesem Willen zum Sieg. Man kann es so manchem vom Gesicht ablesen, und der eine oder andere spricht es sich hart, aber bestimmt vom Herzen.

Wir fahren ununterbrochen. Auf den Stationen, wo kurzer Halt gemacht wird, berichtet man uns, dass die Transporte schon wochenlang andauern. Ueberall Spannung, aber auch Sammlung auf etwas Grosses, Entscheidendes. Jeder Zug bringt neue Kraft und Zuversicht ins Land. Man merkt es, wie die Zuversicht wächst. Wir sind stark, alles geht gegen Westen. Vater **Hindenburg** zieht alle Kräfte zusammen, um den Feind zu zermalmen. Wer will da fehlen? Wir schaffen es! Der alte Soldatengeist erwacht und manches Trutzlied erklingt aus dem fahrenden Zug.

Gegen Abend nähern wir uns dem Rhein. Wie lange sahen wir ihn nicht mehr. Deutschlands Schicksalsstrom seit tausend Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse aus einem Militärskikurs

Von A. Leibundgut, Fourier.

Vor ungefähr fünf Jahren nahm ich an einem Militärskikurs in Andermatt teil. Aus jener Zeit möchte ich zwei Erlebnisse schildern, die sich meinem Gedächtnisse sehr tief eingeprägt haben.

Es hatte soeben sechs Uhr geschlagen. Die Nacht war bereits hereingebrochen. Nur eine grosse Bogenlampe beleuchtete den Hof der Kaserne Altkirch in Andermatt. Vor dem grossen Portal stand eine Abteilung. Trotz des herunterwirbelnden Schnees, der von einem eisigen Winde wild aufgepeitscht wurde, stand unbeweglich Soldat neben Soldat. Fest und sicher klang die Stimme des Obersten durch den Sturm. «Soldaten», sprach er, «es gilt eure Kameraden oben auf Fort Stöckli zu erreichen. Bei diesem Sturm und den grossen Massen von Schnee ist das keine leichte Sache (im Tal waren ungefähr anderthalb Meter gefallen, im Gebirge dagegen fünf bis acht Meter). Ich fordere diejenigen, welche sich freiwillig zu dieser Tour melden wollen, auf, vorzutreten.» Etwa dreissig folgten der Aufforderung sofort. Zögernd kamen einige nach. Auch ich wollte nicht zurückstehen und befand mich unter der Schar. Die Nichtvorgetretenen wurden entlassen. Herr Oberst v. S. trat nun zu uns. Er lobte in kernigen Worten unsere Uner schrockenheit. Er erklärte uns die Situation und teilte mit, als Führer mitkommen zu wollen.

Am andern Morgen um 8 Uhr stand die Mannschaft bereit, mit gepacktem Rucksack und den Schneeschuhen an den Füßen und wartete auf ihren bewährten Führer. Die Soldaten waren vom Kopf bis zu den Füßen eingemummt. Nur Augen und Nase schauten aus der dicken

Umhüllung hervor. Es war der Morgen des 2. Januars. Das Schneien hatte aufgehört. Nur dann und wann tanzte ein verlorenes Flöcklein vom Himmel herunter. Dieser wurde von düsteren grauen Nebeln verhüllt. Doch munter und voll Zuversicht zogen wir unter der Führung des beliebten Offiziers hinaus, in Schnee und Eis. Die zurückbleibenden Kameraden winkten uns noch grüssend mit der Hand zu. Anfangs ging's rasch vorwärts, da der Wind sich gelegt hatte. Im Zickzack überwanden wir die ersten steilen Halden. Wie eine schwarze Schlange hob sich die lange Kolonne vom weissen Hintergrunde ab. Scherzworte flogen hin und her. Jeder Fall und jeder Fehlritt fand sein Neckwort und dieses wurde wiederum mit lautem Lachen begrüßt. So hatten wir nach verhältnismässig kurzer Zeit eine Höhe von 1900 m über Meer erreicht. Wir kamen in die Region des Nebels. Kalt und feucht legte er sich um die Männer, welche wagten, hier in die erstarnte Welt zu dringen. Die Tageshelle sank herab zu einem gespenstigen Dämmerlicht. Dann setzte der Wind ein. Heulend suchte er die Verwegenen zurückzutreiben. Aber schweigend kämpfte Mann gegen Naturgewalt. Wütend schleuderten die ergrimmten Elemente stechende Eiskörner in die Gesichter der Soldaten. Der Sturm setzte mit seinen grössten Sirenen ein, wuchtige Töne in unsere Ohren brüllend, und dichter, immer dichter legten sich die schleichenden Nebel um die einsamen Gestalten. Kaum den Vordermann erkennend, die Zähne fest zusammengepresst, mussten wir unsern Weg Schritt um Schritt erringen. Jeder von uns war von eisernem Willen beseelt, unser Ziel zu erreichen. Endlich, endlich, nach mühsamen Stunden kamen wir oben auf der Bergkante an. Vor uns gähnte ein tiefer Abgrund. Durch sich bildende Nebelrisse konnte man einige Sekunden lang die Ortschaft Göschenen erkennen. Still lag das Dorf etwas über 1000 Meter unter unseren Füßen inmitten steiler Bergwände. Wir waren hier nicht mehr denn 500 Meter vom Fort entfernt. Aber diese letzte Strecke sollte auch die böseste werden. Hier, auf freier Bergeshöh, konnte der Wind sich zu ungeahnter Gewalt entwickeln. Wir mussten Halt machen, unsere Schneeschuhe abziehen und zu Fuss gehen. Die Wucht des Sturmes hatte den Schnee weggefegt. Auf kahlem Felsenriff, die Schneeschuhe auf den Schultern, so mussten wir gegen Wind und Wetter ankämpfen. Zischend jagte der Berggeist die aufgewirbelten Schneekörner durch die Luft und hatte uns in kürzester Zeit in weisse gespenstige Gestalten verwandelt. Oft mussten wir stehen bleiben, um mit gegen den Wind gekehrtem Rücken etwas Luft zu schöpfen. Kaum mehr als einen Schritt weit sehend, ging's weiter durch Nacht und Eis. Doch vorwärts, vorwärts, war unser einziger Gedanke. Vorne im Fort warteten unsere Kameraden und werden wohl einen wärmenden Kaffee bereit haben. Da — nach anderthalbstündigem Ringen — tauchte das Tor der Festung auf. Ein lauter Jubelruf ertönte — und mit einem freudigen Bravo wurden wir von den Fortwächtern begrüßt. Seit vielen Tagen war kein Mensch zu ihnen gedrungen. Nach einer tüchtigen Reinigung durften wir die geheizten Kasematten betreten. Ah! — wie wohl strömte uns die Wärme entgegen! Nach dem Kampfe gegen Kälte und Schnee fühlten wir dies doppelt, und wie mundete der warme Kaffee! — Was wir an Leckerbissen bei uns trugen, teilten wir mit den Kameraden im Fort Stöckli. Bald waren die Strapazen vergessen und ein Lied nach dem andern erscholl durch die Festung. Da kam es einem Korporal in den Sinn, man könnte eigentlich dem Telephonfräulein in Göschenen ein Ständchen bringen. Mit Hurra wurde der Vorschlag aufgenommen. Ein

Wachtmeister schaltete ein und auf ein Zeichen begann der Chor:

By üs im Schwyzerland
git's Ruschtig allerhand,
im Mai zieht 's Veh uf d' Weid,
dem Senn si gröschi Freud.
usw.

«Herrlich! Fein!» klang von weither eine Stimme. Mit diesem Liede war's natürlich nicht abgetan und wir mussten mehrere Nummern zum Besten geben.

«Bereit machen!» hiess es plötzlich und das Konzert musste abgebrochen werden. Im Nu waren die Säcke gepackt und auf den Rücken geschnallt. In zwei Abteilungen zu Tal! lautete der Befehl. Huh! — wie pfiff uns der Wind um die Ohren! Ein letztes: «Glückliche Fahrt!» und fort ging's. Im dichten Nebel hatte ich bald meine Kameraden verloren und irte allein im Schnee umher. Vorsichtig umfuhr ich Klippen und Felswände, immer die kalte Bise im Rücken. Nach einer langen Viertelstunde hob sich der Nebel. Mein Erstaunen war gross, als ich meine Kameraden weit unter mir sah. Wie kleine schwarze Punkte bewegten sie sich talwärts. Mit einem entschlossenen Ruck gab ich meinen Schneeschuhen die Richtung nach unten an und eine lange, atemraubende Abfahrt begann. Der Luftdruck, vereint mit der grellen Farbe des Schnees, ermüdete nur zu bald meine Augen, so dass ich fast gar nichts mehr sah. Nur ein dumpfes Brausen in den Ohren liess mich erraten, welches unheimliche Tempo ich hatte. Ruckartig war jeder überfahrene Hügel, Graben oder Felsblock zu spüren. Glücklicherweise kam kein zu grosses Hindernis in meine Bahn. Wenige Minuten hatten genügt, um mich wieder mit meinen Kameraden zu vereinigen. Auf langem, auslaufendem Gelände war ich endlich zum Stehen gekommen. Es brauchte aber auch einige Zeit, um meine Gedanken zu sammeln und zu erkennen, wo ich eigentlich war. Der Herr Oberst warnte mich vor einer zweiten solchen Fahrt.

Wir mussten weiter unten ein lawinengefährdetes Gebiet durchfahren. Vorsichtig und in Abständen von 30 und mehr Schritten, mit roten Lawinenbändern versehen, gingen wir vor. Lawinenbänder sind lange Tuchstreifen, die am Mann befestigt werden. Wird einer verschüttet, so besteht die Möglichkeit, dass ein Endchen des Bandes irgendwo hervorguckt und somit das Suchen nach dem Verunfallten erleichtert. — Wie erstaunten die Kurgäste unten in Andermatt, als gegen Abend schwarze Punkte aus dem Nebel schossen, weit oben am Berg, rasch sich vergrösserten und zu Menschen anwuchsen. Vor der Kaserne wurde die Abteilung versammelt und gezählt. Es fehlte keiner. Mit welcher Begeisterung wir von den Zurückgebliebenen empfangen wurden, kann man sich denken. Die 30 verwegenen Schneeschuhläufer waren die Helden des Tages. An jenem Abend ahnte noch keiner, dass am andern Tage ein Ereignis eintreten würde, welches beinahe ein menschliches Leben vernichtet hätte.

Als wir uns nach jener Fahrt am Abend zur Ruhe legten, ahnte noch keiner, dass wir am nächsten Tage ein Menschleben retten sollten. Der anbrechende Tag brachte uns kein besseres Wetter. Die gleichen düster-grauen Wolken hingen am Himmelsgewölbe und unhörbar fielen dicht grosse Schneeflocken. Die feuchtwarne Luft verwandelte den Schnee in eine schwere, klebrige Masse. Für den Schneeschuhläufer etwas sehr Unangenehmes und dazu sehr günstig für die Lawinenbildung. Trotzdem verlangte es die Soldatenpflicht, unsere täglichen Skiübungen nicht zu vernachlässigen. Ein tüchtiger Militärskifahrer muss auch unter den ungünstigsten

Verhältnissen etwas leisten können. Abends 4 Uhr kehrten wir müde von des Tages Arbeit zurück, uns auf die verdiente Ruhe freuen. Da plötzlich widerhallte das Tal von einem fruchtbaren donnerähnlichen Getöse, an den Bergwänden ein tausendfaches Echo weckend, das sich immer weiter weg verlierend, endlich in der Ferne verhallte. Schnee aufschauend, erkannten wir in der Gegend der Schöllen eine langsam niedergleitende Schneewolke. Eine Lawine war niedergegangen. Eine unheimliche Totenstille entstand, wurde aber unvermittelt von einem schrillen Ruf unterbrochen. Irgend jemand war in den Kasernenhof gedrungen und —: «Ein Mann ist unter die Lawine gekommen! Hilfe! Hilfe!» — «Wo? Wo?» erwiderten durcheinanderschwirrende Stimmen. «Beim Urnerloch unten!» Rasch musste Hilfe gebracht werden. Jeder hatte seine zugeteilte Arbeit. Die einen holten im Rettungsschuppen Pickel und Schaufeln, während die andern sich mit Sondierstangen bewaffneten. Kaum zehn Minuten später langten wir auf der Unglücksstelle an. Eine Frau im Sportkostüm sah uns mit bangen, tränengefüllten Augen entgegen. Ein Hoffnungsstrahl leuchetet aus ihren umflornten Blicken, als sie sah, wie zielbewusst die Soldaten nach ihrem verschütteten Manne suchten. Sondierstange (fünf bis zwanzig Meter lange dünne Stahlstangen) nach Sondierstange senkte sich rasch und vorsichtig in die zusammengepressten Schneemassen. Bald glich die Oberfläche der Lawine einem Speerwald, da die eingesteckten Stäbe nicht wieder herausgezogen wurden. Der herbeigeeilte Kommandant erkundigte sich sofort nach unsren Resultaten. Leider konnten wir ihm keine gute Antwort geben. Er trieb uns zur äussersten Kraftentfaltung an. «Rasch, rasch!» hiess es, «sonst erstickt der Mann.» Alle Muskeln anstrengend, mit aufs Aeusserste gespannten Nerven, ob nicht die federnde Stange in der Hand einen weichen Körper unter den kalten Massen verriet, arbeiteten Offiziere und Unteroffiziere neben den Soldaten. Keiner dachte mehr an Rangunterschiede, alle kannten nur einen Gedanken: der Lawine ihr Opfer zu entreißen! Manche feingepflegte Hand, die noch nie ein Werkzeug berührt hatte, führte jetzt Pickel, Schaufel oder Sondierstange. Es war ein Ringen um Leben und Tod! Zwei volle Stunden verstrichen, ohne nur den kleinsten Erfolg zu zeitigen. Langsam begann die Hoffnung zu sinken und erlahmt wollte mancher Arm herunterfallen. Sämtliche Sondierstangen staken im Schnee und an einer Lawine zu schaufeln wäre ganz zwecklos, und doch musste der Verunglückte möglichst schnell befreit werden, wollten wir ihn nicht als Leiche bergen. Bis auf einige, eilten die Rettungsmannschaften in die Kaserne zurück, um neue Bündel von Sondierstangen zu holen. Wir Zurückgebliebenen setzten von neuem mit aller Energie ein. «Da ist er!» rief plötzlich ein Soldat, «ich hab' ihn gefunden!» Ein gellender Schrei antwortete und die arme Frau des Begrabenen sank bewusstlos in die Arme eines Soldaten. Mit bangem Herzen und überreizten Nerven war sie den Rettungsarbeiten gefolgt. Angst und Aufregung und die plötzliche Vorstellung des toten Gatten überwältigte sie und raubte ihr die Besinnung. Wir durften uns wegen diesem Zwischenfall nicht aufhalten lassen, aber manches sonst so harte Soldatenherz wurde weich beim Anblick des bleichen Frauengesichtes. Wir umringten die angebliche Unglücksstelle und siehe: der Mann hatte sich nicht getäuscht; seine Stange ruhte auf einem leicht federnden Gegenstande, zweifellos dem Körper des Verunglückten. Blitzschnell setzten Pickel und Schaufel an. Je tiefer wir gruben, um so vorsichtiger musste gearbeitet werden. Ein zu scharf geführter Streich hätte erhebliche Wunden ver-

ursachen können. Wir hatten doppelt recht, vorsichtig gewesen zu sein, denn auf einmal erschien in dem ungefähr zwei Meter tiefen Loch ein von Kälte und Atemnot blaugeschwollenes Gesicht. Ein schrecklicher Anblick! Die Stange hatte den Mann mitten ins Gesicht getroffen. Ueber dem Kopfe war ein ziemlicher Hohlraum entstanden durch die dem Munde entströmende warme Luft. Obwohl der Verunglückte völlig ohnmächtig war, liess er ganz unmenschliche, knurrende Klageläute hören. Doch er war gerettet, er lebte! Wir hatten dem Tode ein Opfer entrisse. Wir gruben ihn nun ganz heraus. Glied um Glied wurde sorgfältig vom Schnee befreit, wir wussten ja nicht, ob nicht etwas gebrochen war. Die Schneeschuhe und der Rucksack befanden sich ebenfalls in gutem Zustande auf dem Mann. Ein Arzt stellte fest, dass er kein Glied gebrochen hatte und auf einem Schlitz-



Nach der Verpflegung der Gebirgsinfanterie. (Hohl, Arch.)
La sieste après le repas chez nos «alpins».

ten wurde der Verunglückte ins Fort Bühl gefahren und dort zum Leben zurückgerufen. Wir hatten nun Zeit, zu sehen, was die Lawine für einen weiteren Schaden verursacht hatte. Diese hatte sich in der Nähe des Fort Stöckli losgelöst, unmittelbar vor dem Urnerloch Geleise und Oberleitung der Schöllenbahn weggerissen und diese in die Reuss gedrückt und, sich über diese wegwälzend, sich gegen Fort Bühl geworfen und war hier zum Stillstand gekommen.

In jener Nacht aber raste einer der fürchterlichsten Schneestürme, die je über die Berge gezogen waren. Beständig schlug verhallernder Donner an unser Ohr, immer neue Echos weckend und immer neue Lawinen lösend. Die Häuser in ihren Grundmauern erbebten ob der Wucht der entfesselten Naturgewalten. Einige Häuser Andermatts, darunter ein grosses Hotel, stand unter beständiger Lawinengefahr. Ich befand mich eben im Wachtlokal der Kaserne, als der Telegraph zu spielen begann. — Hallo — Fort Airolo — Lawine niedergegangen — Villa M . . . weggerissen — zwei Kinder vermisst! — «Da haben wir's», sagte der diensttuende Wachtmeister, «wir können Gott danken, wenn wir morgen noch da sind!» Doch es war genug gewesen und erleichtert atmeten alle auf, als der Morgen anbrach. Wir waren die ganze Nacht bereit gewesen, im Augenblicke der Gefahr helfend einzugreifen.

Einige Tage später durfte ich heimkehren und meine Uniform in den Kasten hängen. Am Morgen der Entlassung strahlte wunderbarer Sonnenschein vom klar-blauen Himmel. Die Berge und ihre Gletscher leuchteten in herrlichem Weiss, rein und unschuldig, wie wenn sie noch nie ein Wässerchen getrübt!

Billet du jour

L'aviation est donc à l'ordre du jour. Un homme (une femme aussi!) qui n'a pas volé n'est pas un personnage respectable. Chacun veut avoir été à quelques centaines, parfois à quelques milliers de mètres au-dessus de la tête de ses semblables et avoir fait une descente en vrille !

Hélas ! les nations qui s'arment de plus en plus pour des fins impérialistes n'oublient pas la cinquième arme et l'on sait que des milliards sont maintenant dépensés chaque année pour la défense ou l'attaque aériennes.

La Suisse a été plutôt lente à se mettre au pas ! L'argent manquant ! Mais nous avions des pilotes d'élite et nous avons toujours figuré honorablement dans les compétitions internationales.

Il y a plus. On s'est enfin rendu compte chez nous des énormes avantages que représentent pour une armée telle que la nôtre une solide flotte de l'air. En cas de conflit rien ne serait plus facile pour nos ennemis éventuels que de découvrir nos forces, fussent-elles cachées dans nos plus profondes vallées. . . . Oui, surtout si on permet à l'envahisseur de violer l'air helvétique ! Alors ayons une grosse défense aérienne capable de repousser ceux qui seraient tentés de nous survoler ! Nous avons une fameuse loi de 1924 (beaucoup d'autres encore qui ne sont pas appliquées) qui concerne notre aviation :

On avait alors prévu la constitution d'un état-major de l'air qui devait régner sur 30 compagnies d'aviation, sur 5 compagnies de photographes (car une bonne photo vaut tous les rapports du monde . . . qui, même les meilleurs, sont toujours incomplets) et sur 5 compagnies de parc d'aviation. Toutes ces unités réparties dans 5 groupes.

Mais l'homme propose . . . et la bourse fédérale dispose ! C'est-à-dire qu'en 6 ans nous n'avons pu constituer que 18 compagnies d'aviation, 3 sections de photographes et 1 seule compagnie de parc d'aviation. Ce n'est que depuis la guerre que nous avons vraiment formé des pilotes ; 162 pilotes disent les statistiques fédérales et 165 observateurs, et ceci de 1922 à 1928. Aujourd'hui la cinquième arme (élite et landwehr . . . et il faudrait bien pourtant du landsturm ne serait-ce que pour garder les appareils et les aerodromes !) a un effectif de 196 officiers, 499 sous-officiers et 2241 soldats. Ce n'est pas mal pour un petit pays comme le nôtre mais il faut absolument faire mieux encore ! On sait qu'en décembre un crédit de 20 millions a été demandé aux Chambres pour acheter 105 avions nouveaux, dont 60 avions de chasse et 45 d'observation, plus du matériel nécessaire.

Voilà un bel effort ; mais il nous faudra de nouveaux pilotes !

Nous pourrons alors avoir 3 états-majors de groupe, 6 compagnies de chasse et 6 compagnies d'aviation.

Mais vous vous imaginez les protestations des organes rouges devant ces 20 millions pourtant si nécessaires ! Ils ont fait appel à des compétences de leur couleur (qui à n'en pas douter connaissent bien leur métier) et dans les journaux d'orientation moscovite ils attaquent notre projet de défense aérienne ! Et ce qu'il y a de phénoménal c'est qu'ils donnent des conseils à nos chefs militaires pour avoir des avions appropriés à notre guerre particulière ! Parfaitement ! « L'avion de chasse choisi, écrit le **Travail** de Genève, est un appareil trop lourd au mètre carré, surtout pour notre (Moscou? réd.) pays ». — Et puis plus loin : « L'avion de chasse ne deviendra une arme efficace que lorsqu'on aura réalisé des moteurs plus légers à puissance égale, de façon à